Marie-Luise Wacker

Abendfrieden

Kurzgeschichten

Kellner
Bremen • Boston

Marie-Luise Wacker

Abendfrieden

Kellner
Bremen • Boston

Für meine Kinder Jan-Hendrik und Uta-Iris.

© Klaus-Kellner-Verlag e.K., 2008, Bremen · Boston
Satz und Lektorat: Anne Wrede
Titelfoto: Klaus Kellner

Kontakt: Kellner-Verlag, St.-Pauli-deich 3, 28199 Bremen
Tel. 0421 - 77 8 66, Fax 0421 - 70 40 58
sachbuch@kellnerverlag.de, www.kellner-verlag.de

oder direkt: Marie-Luise Wacker, Bremen
Tel. 0421 - 30 15 84 0

ISBN 978-3-927155-95-4

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 4

Geschichten aus Bremen und »umzu« 5

Lebensbilder - Begegnungen 37

Meditationen zu Natur und Umwelt 72

VORWORT

Nach Jahren, die ausgefüllt waren mit Berufstätigkeit, Ehe, Familie und langjähriger Pflege der Mutter, blieb mir nun Zeit und Muße zum Schreiben.

Es sind die kleinen, vorher oft unbeobachteten Dinge des Lebens, die im Alter gewichtiger werden, weil man mehr Zeit hat, darüber nachzudenken. Darum sollte man es tun. Dazu möchten diese Geschichten anregen, auch Freude an Natur, Begegnungen und Menschen wecken.

Wann denn der Abend in einem Menschenleben beginnt oder so wahrgenommen wird, ist sehr unterschiedlich. Eines aber ist wichtig – dass der Mensch mit sich und seiner Umwelt und letztendlich auch mit Gott seinen Frieden findet. Deshalb im tatsächlichen und übertragenem Sinne der Titel: ABENDFRIEDEN.

Vielleicht eignet sich dieses Buch zum Verschenken an Menschen, die sonst schon alles haben, zum hohen Geburtstag oder ähnlichen Anlass. Es möge Freude machen, vielleicht auch zum Nachdenken anregen.

Allen, die mir bei der Arbeit mit dem Computer geholfen haben, möchte ich herzlich danken – besonders aber Renate und Dieter.

GESCHICHTEN AUS BREMEN UND »UMZU«

An der Hand gehen

Da gibt es in Bremen die altehrwürdige Sparkasse am Brill, gegründet 1825 – von außen auch heute noch ein imposantes Gebäude, bei dem der Gründungsbau durch einen modernen Vorbau ergänzt wurde. Über dem grünen Kupferdach flattert die bremische Speckflagge im Wind. Das großzügige Entree beherbergt die Schalterhalle, ein Café und tageweise den Radiosender Bremen 4. Zur Kasse allerdings muss man die ehemalige Freitreppe hinaufgehen.

Nachdem ich Bargeld abgehoben hatte, machte ich eine interessante Beobachtung:

Ein junger Vater hatte einen etwa zweijährigen Sohn an der Hand. Die Treppe hinauf wollte der Vater ihn tragen. Doch der kleine Mann beharrte energisch darauf, selbst zu laufen, die Treppe hoch zu steigen. Vater sah das ein, gab nach, und so stiegen beide Stufe für Stufe nach oben. Obwohl der Kleine sich sehr konzentrieren musste, strahlte er nach jeder geschafften Stufe. Lächelnd schritt der Vater daneben. Oben angekommen, strahlte der kleine Mann vor Stolz und der Vater ebenso. Es war geschafft – zwar mit Hilfe, aber immerhin!

Dieses Bild wird mir noch lange in Erinnerung bleiben, so einfach ist Pädagogik oder auch Lebenskunst. Der kleine Mann hat wohl noch nicht begriffen, was da psychologisch abgelaufen ist – wie sollte er auch? Er hat sich ganz einfach gefreut am Erfolg und der Vater ebenso.

Einfache Dinge und Situationen im Leben, die doch von so großer Bedeutung und Tragweite sind. Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl können wir Menschen nur lernen, wenn wir die Möglichkeit haben, etwas auszuprobieren. Wie glücklich und bevorzugt sind dabei doch die Kinder, die das an der starken Hand des Vaters oder der Mutter tun können.

Selbst im Alter ist es gut, sich von einer Hand – von Gottes Hand – gehalten zu wissen.

Nachdenklich ging ich die Straße hinunter.

Von der Brücke aus gesehen

Dass Bremen an der Weser liegt, wer weiß das nicht? Dass aber diese Weser sich teilt und man in der Umgangssprache von der großen und der kleinen Weser spricht und dass in der Mitte eine bebaute Insel, der sogenannte »Teerhof« liegt, habe ich auch erst gelernt, als ich in der Umgebung, in »Bremen umzu«, wohnte.

Eine Stadt gerade hier am Fluss und insgesamt eine gepflegte Stadt, so hat man allenthalben den Eindruck. Meist ist ein Anlass, eine geschäftliche Regelung, ein Einkaufsbummel, ein Arztbesuch der Grund für mich, hierher zu fahren.

Diesmal aber hatte ich Zeit, an der Weser entlang zu laufen, zu schauen, stehen zu bleiben, mich zu freuen an Wasser, Sonne und fallendem bunten Herbstlaub.

Etwa auf halber Höhe der Fußgängerbrücke vom Teerhof bot sich mir ein seltenes Schauspiel, welches mir noch lange in seiner Doppelsinnigkeit durch den Kopf ging: Eine Vielzahl von Enten auf dem Wasser, zwei graue, unscheinbare, sonderten sich ab und schwammen auf das Wehr zu. Das Wasser fließt hier über ein etwa zwei Meter langes, leicht abgeschrägtes Betonplateau und stürzt dann durch einen künstlichen Wasserfall drei oder vier Meter tief, um so gemächlich weiter zu fließen. Die Enten standen auf dem Beton, ja sie liefen sogar gegen das fließende, strömende Wasser an, pickten sich dort offenbar Leckerbissen auf. Dies ging eine Weile so, bis vor dem Wehr zwei weiße Schwäne, ausgewachsene, schöne Tiere, auftauchten. Sie wollten offensichtlich auch Leckerbissen ergattern, trauten sich aber nicht über den Rand des Wehres. Die Enten strebten nun wieder vom Beton dem ruhigen Wasser zu, wurden unbarmherzig von den Schwänen durch Hacken über den Rand gestoßen und fielen flatternd den Wasserfall hinunter. Wie selbstverständlich zogen sie dort weiter ihre Bahnen.

Was, dachte ich mir, lernt man auch da für's Leben. Wie oft beklagt man sich, weil man nicht den Mut hat, selbst gesetzte oder durch Gegebenheiten gezogene Grenzen zu überschreiten. Der vermeintlich Stärkere und besser Ausgestattete bringt wenig Mut auf, er schützt diesen nur vor, indem er sich bei Schwächeren gewaltsam durchsetzt. Welche Parallelen zum wirklichen Leben! Hindernisse, die wir freiwillig nicht überschreiten, sind niemals so groß, als dass nicht die Möglichkeit zum Weiterschwimmen, Weiterleben gegeben wäre.

Für diese Lektion bin ich den kleinen Enten am Weserwehr sehr dankbar.

»Komm, wir machen Schimmnastik!«

Ja, es ist schon was dran: Hier in dieser Klinik, in der orthopädische Leiden, meist chronisch, langwierig und schwierig, behandelt werden, sind Freundschaften entstanden. Meist zufällig, aber oft dauerhaft oder auch international. So möchte ich von meiner türkischen Mitpatientin erzählen:

Es ging mir nicht gut. Eigentlich sollte ich sofort aufgenommen werden, aber da zur Zeit kein Bett frei war, wurde ich auf die Warteliste auf baldigen Abruf gesetzt. Dann kam der Anruf mit der vorsichtigen Frage, ob es mir recht sei, in ein Dreibettzimmer, in dem zwei Betten von zwei türkischen Frauen belegt seien, zu kommen. Ohne Zögern sagte ich ja.So kam ich dann in mein Bett, wurde freundlich im Zimmer begrüßt und richtete mich ein. Meine Mitpatientinnen waren eine jüngere Frau ohne Kopftuch und eine ältere Dame mit Kopftuch, die ältere zu meiner rechten, die jüngere im Bett quer an der Wand. Auch sie hatten sich anscheinend gut eingerichtet. Auf dem kleinen Tisch des Zimmers waren ein Teekocher und verschiedene Früchte in der Schale.

Wir stellten uns gegenseitig vor. Die jüngere Frau, sie betrieb einen türkischen Bäckerladen, sprach gut deutsch, meine rechte Nachbarin hingegen wenig. Sie war, so erfuhr ich später, Lehrerin in einer Koranschule, was eine sehr angesehene Stellung bei ihren Landsleuten bedeutete.

Sie, meine rechte Mitpatientin, hieß Frau B. und hatte neben dem edlen Kopftuch einen riesigen Wecker auf ihrem Nachtschränkchen, der stetig und laut tickte. Die beiden anderen schien das Ticken nicht zu stören, mich aber, da ich sehr geräuschempfindlich bin. Wenigstens zur Nacht bedurfte ich dringend der Ruhe. Wohin also mit dem Wecker? Mir fiel mein Badehandtuch ein – darin wurde er eingewickelt und in den Kleiderschrank gepackt. Doch was ein richtiger »türkischer« Wecker ist, war auch so verpackt laut und deutlich zu hören. Schließlich kamen wir auf die Idee, ihn doch in einem auf dem Flur stehenden Schrank einzulagern – mit dem Ergebnis, dass die Nachtschwester am nächsten Morgen berichtete, dass die Patienten im Nebenzimmer sich über das laute Ticken beschwert hätten. Nachdem ich Frau B. versichert hatte, dass ich auf meine Armbanduhr schauen und dafür sorgen würde, dass sie rechtzeitig zu den Therapien kam, gab sie das gute Stück mit nach Hause. Ruhe war im Karton und das Problem gelöst.

Mit Händen und Gesten verstanden wir uns prächtig, halfen uns gegenseitig und tolerierten einander. All ihre Spezialitäten, von denen die zahlreichen Besucher einiges mitbrachten, musste ich probieren. Meist schmeckte es mir ganz gut, aber einmal schmeckte das, was ich da probierte, wie Schuheinlagen bei hochgradigem Schweißfuß. So jedenfalls stellte ich mir diesen Genuss in meiner Phantasie vor. Unhöflich wollte ich die Frage, wie es denn schmecke, ja nicht beantworten, aber an meiner Mimik hatte man doch wohl gemerkt, dass dies für mich nicht die größte Delikatesse war. Es war Herbst, in unserem Garten reiften genug Äpfel und so ließ ich ab und zu eine große Plastiktüte davon für die türkischen Frauen und deren Familien mitbringen.

Wir erzählten an langen Abenden von unseren Kindern und Eltern, auch von unseren

Krankheiten. Frau B. las regelmäßig im Koran und ich meine täglichen Andachten. Wir lachten miteinander und weinten miteinander und hatten niemals Verständigungsprobleme.

Krankengymnastik ist ein wichtiger Teil der Therapie. Morgens wird dies unter Anleitung der Therapeutin gemacht, auch zwischendurch sind die Patienten angehalten, zu üben.

Da nun eine dritte türkische Patientin zur Aufnahme kam, wurde ich in ein anderes Zimmer verlegt. Dies tat unserer Freundschaft keinen Abbruch. Jeden Abend zwischen sechs und sieben Uhr kam Frau B., die türkischste und traditionsbewussteste von allen, steckte ihren Kopf durch die Tür mit der Aufforderung: »Komm, wir machen Schimmnastik!« Hierbei handelte es sich um Bodenübungen auf einer Gymnastikmatte.

Die meisten Patienten tragen hier in der Klinik Trainings- und Joggingzeug, es ist einfach praktischer. Die traditionsbewusste Frau B. trug Kopftuch. Dieses wurde nur abgelegt, wenn wir abends das Licht zum Schlafen ausmachten. Am Tag war sie meist mit Strickpullover und der typisch türkischen Pluderhose darunter, sowie einem roten Bademantel bekleidet. Den Bademantel legte sie ab bei der »Schimmnastik«, alles andere behielt sie an. Wen wundert es, dass wir beide immer häufiger Zuschauer bekamen, die sich köstlich amüsierten über unsere »Schimmnastik«.

Aber es war bei weitem nicht so, dass sie sich ausgelacht fühlte, nein wir haben trotz ernsthafter Übungen miteinander viel gelacht und waren einander sehr herzlich zugetan. Wie sehr diese gegenseitige Achtung und Zuneigung gewachsen war, wird deutlich bei folgender Begebenheit:

Eines Abends rief mich Frau B. in ihr Zimmer, ich solle mich zu ihr und den beiden jungen türkischen Frauen setzen, bedeutete sie. Nun wollten sie beten für ihre Toten und auch für meinen toten Vater. Dass dieser tot, im Krieg umgekommen war, hatten sie bei einem anderen Gespräch erfahren. Still und andachtsvoll hörte ich ihren Gebeten und religiösen Handlungen, die ich im Text zwar nicht verstand, zu. Am nächsten Tag erfuhr ich von einem Pfleger, der schon öfter Urlaub in der Türkei gemacht hatte und türkisch sprach, dass dies für einen Nicht-Moslem die höchste Ehre sei.

Bei einem späteren Klinikaufenthalt nach ein paar Jahren trafen Frau B., meine türkische Freundin und ich, uns wieder. Die Begrüßung war ganz besonders herzlich. Wir haben einander verstanden, auch ohne perfekt die Sprache des Anderen zu sprechen.

Menschliche Begegnung, Anteilnahme und Zuwendung braucht nicht unbedingt ein Lexikon oder Wörterbuch. Dass wir einander achten in unserer Verschiedenheit und den Lebenssituationen, in denen wir erzogen und aufgewachsen sind, das alles zählt und ist wichtig.

Der weise Türspruch

Mit dem Überlandbus fuhr ich ins Umland der Stadt. Es war Herbst, Frühherbst. Die Wiesen waren nach dem zweiten Schnitt wieder saftig grün nachgewachsen. Die Maisfelder waren teilweise schon abgeerntet, auf den Weiden tummelten sich schwarzweiße Kühe. In den ländlichen Gärten leuchteten fast reife Äpfel von hohen, teilweise sehr alten Bäumen. Vor zwei Tagen hatte es reichlich geregnet, doch heute schien die Sonne noch einmal sehr kräftig.

Der Bus fuhr durch ein Dorf und ich konnte von meinem erhöhten Sitz eine Inschrift lesen. Über der großen Dielentür eines Bauernhauses stand in gut norddeutschem Platt: »Do Du dat dine, dann deit Gott dat sine«.

Während ich so fuhr, Höfe sah, die noch bewirtschaftet wurden, und solche, die schon längst zu Wohnraum umfunktioniert waren oder einfach leer standen, gingen mir diese Worte nicht aus dem Kopf. Der erste Teil war eine klare Anweisung: »Do Du dat dine«. Übersetzt heißt es: »Tue Du das Deine«, will heißen: Deine Aufgabe nimm ernst. Dies gilt nicht nur im bäuerlichen Bereich, man kann es übertragen auf jegliche andere Arbeit.

Der zweite Teil handelt von dem Vertrauen, nämlich: Gott tut immer das seine, er gibt den Segen zu allem, wenn wir es denn zulassen und so sehen wollen.

Wie sehr und wie gut lebten doch die Erbauer eines solchen Hauses mit dieser Tatsache. Sie setzten diese über den Eingang des Hauses, eines Hauses, das Lebens- und Arbeitsstätte für Generationen war. Selbst da, wo heute keine Kühe und Pferde mehr auf der großen Diele stehen, keine Heuwagen mehr durchs Dielentor fahren, ist das eine Wahrheit, mit der man auch in veränderten Zeiten gut leben kann.

Für diese Weisheiten sind wir den Alten dankbar, selbst dann, wenn nur hin und wieder der Blick darauf fällt.